



Märkische Weihnachtsgedichte.

Von Karl Demmel.

Weihnachten hat in allen deutschen Gauen seine Dichter — sie sind und bleiben auch weiterhin unerschöpflich — gefunden. Erscheint es uns da eigentlich nicht recht anregend, uns auch einmal in die weihnachtliche märkische Weihnachtsdichtung zu vertiefen. Vom literaturgeschichtlichen Standpunkt sollte uns dieses erwünscht sein, und zwar möchten wir uns dabei das Bild einigermaßen zu runden, recht weit ausholen. Noch reizvoller würde es sein, wenn wir hier auch uns überlieferte Weihnachts-Hymnen längst verholten geistlicher Dichter der vorreformatorischen Zeit einschaufeln könnten; aber die Suche danach dürfte wohl vergeblich sein, da uns selbst von den bekanntesten Hymnen nur in seltenen Fällen die Dichter bekannt geworden sind. Da bleibt uns also nur das evangelische Kirchenlied übrig, das natürlich viele Vertreter auch in der Mark gehabt hat; wie brauchen nur den Namen Hingewandt anzuführen. Hier nennen wir zuerst als Dichter Paul Gerhardt, der bekanntlich 1607 zu Gräfenhainichen in der Provinz Sachsen geboren wurde, aber dessen Schaffen als Kirchenliederdichter nur auf märkischem Boden erfolgte, denn wie wir wissen, amtierte Paul Gerhardt zu Wittenwalde, Berlin und Lübben, also sein ganzes Wirken galt der Mark. Wir zitieren hier die Eingangsstrophen von zwei verschiedenen Choralen:

„O, Jesu Christ, dein Kripplein ist mein Paradies,
Da meine Seele weidet.
Hier ist der Ort, mit unserm Fleisch
Persönlich angeheftet.“

Das zweite Lied, das zwanzig Strophen zählt, sei nur durch die 6. Strophe vertreten, in der es heißt:

„Nun bist du hier, da liegtst du,
Gästst in der Krippe deine Ruh;
Bist klein und machst doch alles groß;
Welsch ist die Welt und kommt doch bloß
Salleluja!“

Die Barockzeit, in der diese und auch das jetzt folgende Lied entstanden, kannte ja noch nicht den Christbaum, der das dichterische Weihnachtsleben spä-

ter ganz anders gestalten sollte. Es ist in dieser Dichtung noch nicht das gemütvolle, sondern oft sehr viel Bombast. Schlicht dagegen wirkt unser Paul Gerhardt. Wir wollen auch aus einem Weihnachtslied des aus Guben gebürtigen Joh. Franz (1618—1677) hören, der 1655 dieses Lied dichtete, das Chr. Peter 1655 in Musik setzte:

„Bethlehem, uns wundert alle,
Wie es immer zu mag geh’n,
Daß in deinem kleinen Stalle
Kann der ganze Himmel stehn,
Daß denn nun der Sternern Menge
Raum in einer solchen Eng?“

Oder noch eigenartiger heißt es in der 6. Strophe:

„Wie, und nicht dich Herren GERN,
Soll man in den Stall versperren.“

Aber schon das 18. Jahrhundert läßt die Dichter das Weihnachtsstübchen natürlicher und gemütvoller erleben, es kommt besonders das Idyllische zum Ausdruck, und da wollen und müssen wir den Warrer Schmidt von Werrauchen erwähnen, der bekanntlich von Goethe zu Unrecht gehandelt wurde. Wir entnehmen seinem Poem „Der Landmann im Winter“ diese Zeilen, die uns zugleich einen alten, märkischen Weihnachtsbrauch verraten:

„Im Weihnacht fingen abends gerne
In weißen Genden, mit dem Sterne,
„Die Sonn’ hat uns so schwarz gebrannt!“
Die Weisen aus dem Mohrenland:
Dann läuft zusammen Kind und Greis;
Gewaltig lacht der frohe Kreis,
So oft, mit Goldpapier geschmückt,
Herodes aus dem Fenster nitt...“

Es ist wohl auch den wenigsten Märkern bekannt, daß die vielgelungenen Kinderleben „Morgen, Kinder, wird’s was geben“ und „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen“ in Berlin entstanden sind. Der Verfasser des ersten ist der Schlesier Karl Friedrich Spittgegarb (1753—1802), der als in Frankfurt (Oder) gebildeter Pastor 1776 in Berlin eine Musteranstalt für Knaben gründete und auch als Augenarzt für die damalige Zeit beachtliche Werte

geschrieben hat. Unser obengenanntes Weihnachtslied schrieb Spittgegarb 1796. Das Lied „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen“ schrieb ebenfalls ein Schlesier, und zwar Hermann Rietke (1831—1886), der als Journalist in Berlin lebte. Dieses Lied entstand 1841. — Wer hätte nicht schon vom Berliner Weihnachtsmarkt in seiner köstlichen Romanistik von ehedem gehört? Ja, es gibt auch heute noch einen Berliner Weihnachtsmarkt, aber die Romanistik der einst so lüchlerigen Kinderfreude dabei ist hinüber, die geriehte Weltstadt hat keine Zeit mehr dafür. Ein Erinnern daran hat uns kein Geringerer als Gottfried Keller in seinem hübschen Gedicht vom Berliner Weihnachtsmarkt aufgeschrieben:

„Welch lustiger Wald um das hohe Schloß
Dat sich zusammengefunden,
Ein grünes bewegliches Nadelgehölz,
Von seiner Wurzel gebunden.
Und kommt die Nacht, so singt der Wald
Und wiegt sich im Gastlichteiner:
Bang führt die ärmste Mutter ihr Kind
Vorüber dem Saubereine...“

Und der märkische religiöse Dichter Gustaf Schulerz schrieb ein empfindsames Weihnachtsvoem unter dem Titel „Blüte, himmlische Blüte“. Wie lesen darin:

„Wieder wandert die Welt entlang,
Die notvoll abgemüht,
Wieder wird der Glocken Gesang
Blüte, himmlische Blüte.
... Wieder das lodenleuchtige Kind,
Wird durch Sterne getragen,
Wieder weht im seligen Wind
Der Hirten Sagen und Sagen...“

Ein anderer märkischer Dichter, Richard Demmel, fand in dem Gedicht „Weihnachtsglocken“ diese Zeilen:

„Weihnachtsglocken! Wieder, wieder
Sanft und hehmt ihr mich,
Kommt, o kommt ihr hohen Wieder,
Nehmt mich, „überwältigt mich!“
Daß ich in die Kniee fallen,
Daß ich wieder Kind sein kann,
Wie als Kind Herr Jesus lallen
Und die Hände falten kann.“

Und ganz anders wieder ist „Laudunb“ in seinem Weihnachtsgedicht, der uns darin ein Ethel weihnachtlicher Luststraßenarmut auf märkischer Erde schildert:

„Ich bin der Tischler Josef, meine Frau, die heißt Marie.
Wir finden kein Arbeit und Herberg im kalten Winter altsie.“

Es ist ebenso die Armut wie in Bethlehen: der Wirt weist den armen Leuten darsch den Stall als Quartier an:
„Ich hab' kein Bett für Bettelteil“, doch schert euch nur in den Stall,
Gewatter Och's und Bafe Ruh werden euch empfangen wohl.“

Von der Weihnachtszeit in märkischen Dörfern weiß der in Buchen aufsteigende märkische Dichter Gustav Mettcher romantisch zu fagen:

„Freudig auf ihrem wogenden Gang
Tragen die kleinen Dorfstrügendolken
Sont schon in leise gedämpften Klang
Weihnachtsfestes Frohlohen.
Flüßchen in Bäuern und Sätten hinein
Eilemlich die uralten Mären.
Bald wird ihr Klang den schimmernden
Schein

Leuchtender Kerzen verklären.“

Wir wollen nun unsere Reigen märkischer Weihnachtsgedichte mit einigen Jellen Baldemar Lepys beschließen, der in freierweise (Ober) am Gymnasium als Leiter wirkte und der uns ein sinniges, kleinrästisches Bild in dem Gedicht „Freienwalde zur Weihnachtszeit“ entwirft:

„Der Winter brach herein. Ein Bild auf weißem Grunde,
So liegt die schumde Stadt und rings in weiter Hünbe
Dat alles weiß sich angetan.“

Und da fährt nun die Eisenbahn im Schenke, die den Dichter mit Weihnachtspalsten beladen wähnt; aber auch Weihnachtsbesuch kommt in die kleine Stadt:
„Zum Weihnachtsfeste sucht gern manch Kind das Vaterhaus“. Und alles freut sich miteinander, sogar der Christbaum hatt ein stilles Fröhen, denn:

„Willkommen! winkt ihm leif in wohl-
bekannter Weise
Die Weihnachtsstämme grün und kraus.“

Mit diesem gemüthvollen Gedicht sei unsere kleine Folge märkischer Weihnachtsgedichte abgeschlossen, die uns offenbarte, wie sich in märkischen Dichtern das Weihnachtsweben ernsther und lieblicher gestaltet.

D Tannenbaum, wie grün find deine Blätter!

Naturwissenschaftliche Wanderer.

Wieder naht das Weihnachtsfest, und wieder müssen Millionen von Tannen und Fichten ihr Leben lassen, für kurze Zeit, künigschmückt, dem Weihnachtsabend die rechte Weize zu geben. Alt und Jung wollen sich an dem frischen Grün der jungen Bäume erfreuen, aber kann jemand denn fällt ein, einmal die Frage zu stellen, wie kommt es eigentlich, daß die Tannen ihr Grün auch im kalten Winter behalten, wo alles sonst braun dürr und kahl ist? Es war, und überhaupt die Bäume grün? Solche Frage stellt man nicht, weil man gewohnt ist, als selbstverständlich hinzunehmen, was man täglich erlebt. Nur

Unvergleichliches liegt besondere Anteilnahme zu erwecken. So, nachdem wir die Frage, warum alle Bäume grün sind, schon einmal ersehen. Und wenn er die Antwort hört: weil der Himmel blau ist, so wird er glauben, man treibe Spaß mit ihm.

Etwas besser steht es mit der ersten Frage; warum die Radelbäume im Winter ihre Blätter behalten, während alle Laubbäume sie abwerfen. Das ist eine merkwürdige Erscheinung, von der wir, bevor die Wissenschaft eine Antwort darauf geben konnte. Man half sich mit Mythen, Nachrichten und haltlosen Theorien und erst die moderne Botanik hat das Rätsel gelöst. Um zu verstehen, um was es sich handelt, müssen wir die Rolle kennen, die das Blatt im Haushalt des Baumes spielt.

Uns zweierlei Quellen schöpft die Pflanze ihre Nahrung: aus dem Boden und aus der Luft. Von unten heraus führen die Wurzeln durch ein feines Nadelnetz nächstgelegenes Wasser bis in die feinsten Verzweigungen des Stammes. Vom Lichte der Sonne überflutet, vermögen die grünen Blätter die Lichtkraft der Luft sich anzueignen und in Bausteine für die Pflanzennahrung umzuwandeln. Die notwendige Vorrichtung dafür ist das Vorhandensein von Blattgrün. Wo dieses fehlt, ist eine Nahrungsaufnahme aus der Luft nicht möglich. Weiter dient das Blatt zum Transport der Nahrung. Für unsere Frage aber wichtiger ist die Vermuthung, daß die Blätter die Fähigkeit durch ihre breite Fläche das Wasser verdunsten zu lassen, das häufig von unten her in das Blatt hineinkommt. Ist die Verdunstung so stark, daß die Wurzeln einen gleichzeitigen Ersatz von Salzen nicht schaffen können, so vertrocknen nicht infolge der alle bald den Tod herbeiführt. Wie alle hohen Bäume schon erlebt, wenn wir einen Baumstumpf an der senkrechtsgetränkten Luft des kalten Nadelwaldes in ein geheiztes Zimmer brachten. Trotz aller Gießens konnten die Wurzeln die Arbeit nicht leisten, die ihnen angetrieben wurde. Sie waren nicht imstande, das Wasser zu ergötzen, das die trockene warme Zimmerluft den Blättern durch die Poren entziff. Und bald fanden wir betrübt vor der verdorrten Pflanze.

Wären unsere Laubbäume ihre Blätter während des Winters behalten, so würden sie das selbe Los erleiden. Die durch die gelähmten Wurzeln wären nicht jähig, so viel Wasser in die Höhe zu senden, wie durch die Blattoberfläche verdunstet wird. Der Tod des Verdorrten würde unsere Bäume, wie wir wissen, im Herbst treffen. Und wir würden, wie wir wissen, im Herbst sprechen, wo tatsächliche Verdunstung vorläge. Es ist daher eine sehr weise Einrichtung, daß diesem sicheren Tode durch frühzeitiges Abstoßen des Laubes vorgebeugt wird. Da die Natur aber nichts, was dringender ist, umkommen läßt, so hat sie auch dafür gesorgt, daß die Wurzeln während, die in den Blättern angeliefert sind, dem Baume erhalten bleiben. So bald die regelmäßigen schönen Verdunstungen den Boden auszutrocknen beginnen, jagen die Blätter an, für die Nährstoffförderung der in ihnen angelieferten Nahrung zu sorgen. Die Nährstoffe werden in die Äste und Zweige geleitet, wo im nächsten Frühjahr wieder zum Aufbau der jungen Zweige, Blätter, Blüten und Früchte verwendet zu werden. Die Blätter trocknen aus, verlieren ihr Grün und nehmen die Farbe des Herbstes an. Angenehm bildet der Baum am Grunde der Blätter eine leicht erreichbare Vorrichtung, die ihn gegen außen abschließt, dem Blatte drohenden das Abstoßen erleichtert, so daß dann schon der erste Frostwind es hinweg zu führen vermag.

Auch in heißen Gegenden, besonders in den Gebieten, wo monatlang kein Regen fällt, gibt es viele Bäume, die regelmäßig ihr Laub abwerfen. Diese würden verdorren, wenn sie sich nicht in dem Winter schlafen würden wie unsere Laubbäume. Wie Tannen Radelbäume, die in der Zeit der Dürre mit ihren vergrünenden Kräutern und Gräsern und ihren blattoffenen Bäumen ganz den Eindruck verdorren wie die nadeltragenden Landschaften zur Zeit des Spätherbstes.

Anders steht es mit den Nadelbäumen. Für sie besteht die Gefahr des Verdorrns in weit geringerem Maße als für die Laubbäume. Sie haben eine Art Trockenheit einmal dann der Reife ihrer schmalen Blätter, die eine sehr geringe Verdunstungsfläche haben, und dank dem Schutze

den diese Blätter durch ihren anatomischen Bau die bismögliche Oberhaut und andere Eigentümlichkeiten besitzen. Jedempaß geht der Eileverbrauch bei der Nadelbäumen viel langsamer vor sich als bei den laubabwerfenden Bäumen; und so können sie den Winter in vollem Schutze ihrer Blätter überdauern und uns zum Christfeste als grüne Weihnachtsbäume erfreuen. Im übrigen gibt es Nadelbäume, die im Winter ihre Blätter abwerfen, die Kiefer. Es giebt auch kalten Winter besonders angepaßt, und kein Baum geht so weit nach Norden und so hoch in die Gebirge hinauf wie sie.

Warum haben nun die Bäume grünes Laub? Die Antwort darauf stammt von dem deutschen Gelehrten E. Stahl. Wie der Laubbaum eine Anheftung an das Klima ist, so ist die Grünfärbung der Blätter eine Anpassung an das Sonnenlicht. Wenn wir den Himmel am Tag betrachten, so erscheint er uns blau. Da ist die Folge der Brechung der Sonnenstrahlen durch die Atmosphäre, die unsere Erde umgibt. Hätte unsere Erde keine Luftschicht, so würde die Sonne leuchtend an einem schwarzen Firmament stehen. So etwa werden die Blätter durch das Sonnenlicht, das sie durch den Himmel am Tag empfangen, die demnach mit der Weltstrahlung am atmosphärenlosen Monde geschleudert werden. Die Blaufärbung des Himmels wird durch die blauen Strahlen des Lichtes bewirkt, die nach allen Seiten zerstreut werden, während die übrigen die Luftschicht durchdringen. Das sichtbare Spektrum des Lichtes zerfällt in sieben Farben: das violette und das blaue, das grüne, das gelbe, das orangefarbene, das rote und das violette. Das Licht, das die roten und gelben Sonnenstrahlen die größte chemische Wirkung auf die Pflanzen aus. Um sie möglichst vollständig auszuweichen zu können, bilden die Pflanzen das Blattgrün, das die Komplementärfarben von Rot und Gelb enthält. Diese Komplementärfarben bestehen aus zwei Spektalfarben, deren Mischung Weiß ergibt. Die Pflanzen schöpfen sich also durch das Blattgrün vor dem zu starken, einseitigen Einfluß der blauen Strahlen. Behände also nicht die Luftschicht unserer Erde, welche die blauen Strahlen zerstreuen begünstigt, so hätten die Pflanzen nicht nötig, sich in Grün zu kleiden. Aber, um mit den Worten E. Stahls zu sprechen: Die Bäume haben grünes Laub, weil der Himmel blau ist.

Der Weihnachtsbefehl des Königs.

Strophe von R. Wild.

König Rebellischer liegt über die weite Ebene der märkischen Grenzlandschaft, sinken wie eine anheimliche Rede über das Gesicht des Dorfschulzen.

In der winzigen Kammer seiner einzigen Tochter flammt zuckend der Kienstein am Fenster auf und verblüht. Ein leises Röcheln, harrend schließt sich der Laden zurück.

Ein Schatten huscht durchs Zimmer, blickt sich nimmt unter dem Bett die Soldatenpfeife, stellt sie ans Fensterbrett schwingt sich leicht hinaus. Kräftig, innerermaßen greifen sie, tragen sie in den Garten.

„Meine Schöne . . .“, flüsterle Brigitte.
„Ja, ich trag dich zurück.“
„Horch!“ drängt sie sich enger ansvoll an ihn. „Da geht einer.“

„Nimm, eine Kasse ist's.“ Ihre Lippen finden sich, alle Wirklichkeit um sie verflucht.

Am Fenster aber leht eine baumlange Gestalt. Franz, der lange Schuster. Seine Stimme hallen ins Dunkel. Die offenen Läden verraten der schönen Brigitte Geheimnisse. Und nun . . .
„Kommen Sie, ich hab' ein Geschenk. Mit Vergnügen es zur Grimaße. Von der Kasse im Garten kommt ein Geräusch . . . wie Käse.“

Cho. So eine ist die Dürre. Verflucht. Und er ist gekommen, um sie zu freuen. Seine Faust liegt auf dem Fensterbrett. Ein teuflisches Lächeln umgibt die breiten Lippen. Das, was er geliebt, sind ihre Schenkel. Mit der Faust fährt er darüber hin. Wieder das fatale Geräusch aus der Kasse. Käse, die einem anderen gelten, machen ihn wild.

Im ersten Anstus will er hindrängen, will er nicht nicht, was ihm. Dann bleibt er wie gebannt stehen, ein Gedanke kommt ihm. Er rückt rücken!

Wer ist es, mit dem sie (scharmagiert)? Ein paar Schritte tastet er ins Dunkel, folgt Claus Schlagintwies Stimme: „Was es nicht und sich den langen Franz noch einmal an, er hat renommirt, er will dich beistellen.“

„Mich beistellen?“ ein verändertes heisses Lachen, in das die tiefere Stimme des anderen gedämpft einfließt.

Alle anderen Gesichter verblassen. Nach schreit es in ihm, Nachher. Er hat es. Das Edikt des Königs!

Kurz, großend lacht er auf. In jähem Erstrecken fahren die Liebenden aneinander. „Der Teufel!“ jammert das Mädchen. „Unfinn!“ lacht der Mann doch ist ihm dabei nicht wohl zumute.

Sie trennen sich schneller, als sie gedacht. — Am andern Tag kommt der lange Franz an den Hof. Gehebt tritt Brigitte morgenfrüh, mit blühenden Wangen und heißen Widen, dem Meltemier am Arm, aus dem Saal.

Mit sonderbarem Blick betrachtet der Schreiber sie, fragt kurz: „Ist der Schulze daheim?“

„In der Amtsstube.“
„Sein Gruß, kein Dank. Verwundert sieht Brigitte dem Manne nach.“

Der lange Franz steht vor dem Dorfschulzen, der in der Stube schlafend auf und abgeht, während der Amtschreiber mit wohlgeordneter Feder über ein Aktenstück gebeugt ist.

„Was gibt es?“
„Das Euch was zu melden, unter vier Augen Dorfschulze.“

„Geh, Schreiber, ich ruf ihn, wenn er ihn bringt. Na, was will Er?“ Stolz sehen die harten Augen des Bauern den langen Franz an. Der räuspert sich, huscht einmal in die Stube, setzt an. Ihn, räuspert sich ein andermal.

„Na!“ drängt der andere.
„Dorfschulze, ich, nun ich . . . kritt ihn, ob Er mir die Brigitte zum Weibe.“

Dröhnend lacht der Bauer, kitzelt liebend über den wohlgerundeten Geldbeutel, den er um den Leib trägt.

„Er verreckt geworden, mein Kind ein Schusterweib!“

„Ain ehrbar Handwerk, Dorfschulze.“
„Doch er ein schlechter Bedienter; gegen sein Mandat ich nicht, doch hast es nicht für mein Mädchen.“

„Jho. Bin ihn nicht fein genug. Barlet. Einer Bauerndoch, kann auch gedient werden.“

„Bon ihm?“ knurrt der Bauer.
Der lange Franz redt sich: „Seid Ihr der Dorfschulze?“

„Wurde Frage. Kennt Er mich nicht?“
„Ne. Jetzt kommt er zum Dorfschulzen. Kennt Ihr dies?“ Damit legt er ihm ein paar Fingerschuhe auf den Tisch.

„Der Brigitte ihre, wie kommt Er dazu?“
„groß.“

„Ihr kennt sie, das genügt. Seht dort das Edikt des Königs, ich will's Euch vorlesen, Schulze.“

„Schreiber,“ ruft der.

„Nicht nötig.“ fährt der andere langsam wie buchstabierend fort: „Edikt zu Nutzen des ehelichen Schulerwanders. Nachdem Seine Königl. Majestät von Preußen aus, vermöge emanirten Edicts vom 6. Juli in Gnaden verordnet haben, daß das Tragen von hölzernen Schuhen und Bastonsen gänzlich abgeschafft werden soll in allen Dörfern der Gemarkung. Gleichwohl aber höchst mißfällig vernehmen müssen, daß Dero allseitige Willensmeinung in verschiedenen Dörfern, zum Nachteil der Schuler, deren folgergehalt die Wahrung entgegen wird, dem vorangezogenen Edicto widerhandelt wird. Diefersoll soll diese sonbare Verordnung

verachtet werden. Da jemand im Besitz solcher Schuhe betroffen wird, oder solche bei sich führen werden, soll wider ihn die Strafe des Halses oder Gefängnisses verfahren werden. Den Schulzen jenes Ortes wird hiermit ernstlich, bei Vermeidung von 200 Dukaten für die Rekursionskassale anzuweisen, daß dieser Verordnung nachgelebt wird . . .“

„Aufpassen,“ schreit der Schulze, „wollt Er mich ins Unglück bringen?“

„Mein wenn Er mich zum Ediktum nimmt.“
Trotzig streifen sich die schmalen Lippen des Bauern aneinander. „Mein.“

Wie ein Schlag trifft es den anderen: „So reich!“ klage gegen den Dorfschulzen, ein wegen unbedingten Befehls von Hofschulzen.“

„Wie kommt Er zu den Schuhen? Hat er sie gestohlen?“
„Geldspiel. Ich will mein Recht.“

„Das soll ihm werden“, dröhnt eine Soldatenstimme von der offenen Thür. Ein Offizier blickt in wohlwollender Betrachtung auf die Gestalt des langen Franz. Er kommt mit zum König.“

Ein preussischer Bedienter! Entsetzt erkennt der Schreiber die Uniform, flücht dergewalt vor dem Schulzen in die Knie: „Seht mir, rettet mich!“

Mennoniten-Wanderungen.

Zur Auswanderung der Deutschen aus der Sowjetunion.

Von H. Hänjeler.

„Die Weisheit der Auswanderer sind Mennoniten“, so lautet man kürzlich in den Zeitungen bei den Berichten über die aus Rußland flüchtenden Deutschen. Sie haben unter dem Druck der verfallenen Haus und Hof und Acker verlassen, um in der Fremde eine neue, bessere Zukunft zu suchen. Das weist Erinnerungen an Wanderzüge der Mennoniten in früheren Jahrhunderten.

Die Mennoniten tragen ihren Namen nach Menno Simons, einem vornehm katolischen Geistlichen in Holland, der im 16. Jahrhundert lebte. Seine Lehre stimmt in vielen Punkten mit der evangelischen überein; sie verzichtet aber die Ehelicheit, den Eid und den Kriegsdienst und führen sich dabei auf den Vorläufer der Bibel: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden.“ „Ich sage euch, daß ihr allerdings nicht unwürdig sollt.“ „Du sollst nicht töten.“

Als 1540 mehrere Durchzüge des Reichsdeinmies im Danziger Werder die ganze Wiederung überfluteten, ließen, so daß die Bewohner der betroffenen Orte verarmten und ihre Wunden verließen, da gelang es dem Rat der Stadt Danzig, holländische Bauern zur Neuansiedlung der verfallenen Lande zu gewinnen, zu waren Mennoniten. In Schweden traten sie nicht nur in die Danziger, sondern auch in die Marienburg, Elbingen, Grauburg und Schwetzer Gegenden. Noch heute sitzen dort in vielen Orten ihre Nachkommen auf ansiedlichen Bauerndörfern, haben treu zu ihren angestammten Glauben. So bis in das 18. Jahrhundert hinein wurde bei ihnen noch vielfach in holländischer Sprache geredet.

Eine weitere Mennoniten-Wanderung, wenn auch in geringerer Umfang, begann um die Mitte des 18. Jahrhunderts von der Reichsdeinung her nach dem Hebrud. Die Mennoniten, die zwar besondere Privilegien besaßen, wurden trotzdem in jener Zeit vielfach in katolischen Polen bedrängt und mußten deshalb in evangelischen Preußen Freiheit für ihre Glaubensübung. So wurden 1765 durch Preußenoffiz 28 mennonitische Familien in den zugehörigen Kolonien Vrentenpoff, Vrentenpoff, Vrentenpoff und Vrentenpoff angesiedelt. In einzelnen Trupps kamen 165 Personen mit etwa 200 Pferden, 200 Kühen und 300 Schafen. Ende Mai und Anfang Juni trafen sie in Dresden ein.

„Wie geht es?“ unterbricht die dumme Stimme des Jammern.

„6 Fuß, 9 Zoll“, heult der Lange.

Der Arbeiter schmunzelt: „Sammeln Sie brauchen. Ein Weinachtsgeheimnis für Seine Majestät. Der König liebt das für die lange Garde.“

Seufzend und jammern setzt der Schreiber: „Baron, baron!“

„Kloster! Er mich nicht, halt Er's Mantel“, damit wendet sich der Arbeiter, der er fort nach. „Lach Er Seine Sache mit den Hofschülzen aufschreiben. Brauch's, damit dem da“, weist er auf den Längen, „Berechtigt wird.“

Während der Schreiber den Vorfall aufschreibt, richtet Brigitte dem Offizier ein kräftiges Wink, bedeutet ihm einen leichten Tritt . . . und erzählt ihm dabei, daß der Vater hart sei, weil Claus Schlagintwies Befehl seiner ist als kein eigener.

„Ist am Weihnachtsabend kommt ein kühnlicher Befehl an den Dorfschulzen: „Bei Vermeidung der peinlichen Hofstraßen muß Er 200 Dukaten an die Rekursen Kasse zahlen und bei Strafe allerhöchster Inangabe in schneller Frist seine Forderung mit dem Vater leisten.“ Claus Schlagintwies berechtigt, damit der angeordnete Dienst nicht die Weiber im Kopf hat.“

Also geschahen Weihnachts im Jahre 1726.

Doch bald zogen einige ihrer Wanderflüchtler weiter. Schon 1733 zog der erste langweilige in Reuturkland, wo Graf Romanow bereits eine Mennonitengemeinde angesiedelt hatte. 1785 kam ein Abgesandter der Hebrud-Mennoniten zu König Friedrich und stellte ihm die Postage einiger Familien vor: die erkrankten, die mit dem Vater seinen Glauben gemacht, könnten aber im Druck keine neue Wirtschaften mehr erwerben, da bereits alles angelegt und besiedelt war; so wollten die Väter ihre Besühnungen den Söhnen überlassen und zum Starben in Schmanowitsch ziehen, der in der Reichsdeinung bei Thorn Land hatte. Der Kaiser erteilte, sich auch anderswo anzuweisen. Manderlei Gründe, Landmangel, Verdringung in ihrem Glaubensleben, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, zwangen sie aber doch, nach und nach fortzuziehen. Im Sommer 1804 zogen 5 Familien nach Sibirien: dorthin hatte sich 1783 die Kaiserin Katharina II. Mennoniten gewährt. Die letzten zogen 1835 nach. Die Hebrud-Mennoniten gehörten zu den sogenannten „Oroninger Mennoniten“, einer Verbindung, welche den „Miamingern“ näher stand als den jetzigen Mennoniten-Gemeinden. Daher erklärte es sich, daß sie in der Kaiserin Verdringung sich nicht an die größere Freien-Gemeinde in Schönitz anschließen, sondern mit einigen getrennten Glaubensgenossen bei Thorn und Schwetzer eine eigene Gemeinde gebildet hatten. Wie diesen blieben sie auch von Vrentenpoffswalde aus in Gemeinschaft und Verkehr. Unterhalt ist, daß der Lutherische, vom Staat ernannte Lehrer Wilhelm Lange in Vrentenpoffswalde 1788 mit Genehmigung seiner vorgesetzten Behörde zu den Mennoniten übertrat, Prediger und Helfer wurde. Er war es, der sich 1833 im Namen von 40 Mennoniten-Familien in Vrentenpoffswalde und Prangau an den Kaiser von Rußland wandte mit der Bitte, ihnen die Einwanderung in Rußland zu erlauben, nachdem bereits 1828 dem Einfließen Wengs aus Vrentenpoffswalde durch die Regierung in Frankfurt der Auswanderungsbefehl nach Rußland erteilt worden war. Nach Rußland waren auch die Oroninger Mennoniten aus der Kaiserin und Schwetzer Niederung größtenteils schon verzoogen. Die Hebrud-Mennoniten zogen zuerst nach Alexanderopol, wo sie aaltliche Ru-

nahe kommen, dann gründen sie die Gemeinde Gadenfeld. Die wenigen in Brennföhns- wald zurückgebliebenen Mennoniten gingen zur evangelischen Kirche über, darunter der Lehrer Peter Jann, der nachher als evangelischer Lehrer angestellt wurde. So erklärt es sich, daß alle mennonitische Namen, zum Teil selbstverständlich, bis in die Gegenwart in Brennföhns- wald und den Nachbargemeinden vorkommen. (Die Angaben über Brennföhnswald sind z. T. dem „Mennonitischen Versteht, 1. Band“ entnommen.)

Von Rußland waren schon im vorigen Jahr- hundert zahlreiche mennonitische Familien nach Amerika zu emigrieren. Jetzt von es sie dorthin, wo aus Sumpf und Moor oder Un- waldwüsten fruchtbare Wiesen und Acker zu schaffen waren. Darum wollten auch die jetzt aus Rußland Gekommenen hinüber nach Kanada und Brasilien, um dort ihr Glück zu suchen. Die Mennoniten sind tüchtige Handwerker, sie bewiesen sich im Kriege, unter allen Kolonisten als die arbeitsamsten und nützlichsten. Es sind wahre Kulturbauer, deren Bestimmung es zu sein scheint, daß sie weiter wandern müssen, wenn sie eine Wüstenrie kultiviert haben. Möge ihnen, nachdem man ihnen in der alten Heimat alles genommen, jenseit des Ozeans das erhoffte Glück blühen!

Neumärkische Schifflmühlen.

Von Georg Walter Forch.

Als die Drogten 537 Rom belagerten und die Wasserleitungen, welche nicht nach das Trink- wasser lieferten, sondern auch die Mühlen in Rom betrieben, absetzten, erlief der Feldherr eine Not- schiffmühle, die Schifflmühle, die durch die Aus- bagerung ensting. Die Konstruktionen der Schifflmühlen waren verschiedenartig. Auf Schif- fen, die im Fluß verankert waren, lagerte auf einer oder auf beiden Seiten eine Radwelle, um welche sich die Schaufeln, die in die Strömung tauchten, drehten. In andere Konstruktionen lag- ten zwei verankerte Schiffe, welche durch Masten (Spannbäume) miteinander verbunden waren und zwischen denen ein mächtiges Schiffsrad an- gebracht war. Derartige Schiffe oder Flußmühlen, welche sich auf deutschen Flüssen bis ins 18. Jahr- hundert erhalten hatten, sind ziemlich in Ver- gessenheit geraten. Wie waren insofern unpraktisch, als die kühnen Wasserjäger, häufig ausgebeutet werden mußten, und die Siege, welche von ihnen zum Lande führten und auf denen Korn und Weiz hin- und hergeschleppt wurde, bei Schnee und Frost nicht ohne Gefahr zu begehren waren. Häufig befand sich im Obergeschloß des auf dem Schiff aufgebauten Häuschens die Wohnung der Mühlenfamilie. Kleinere Mühlen wurden auf den Strömen hin- und hergeführt und dort verankert, wo Korn gemahlen werden sollte.

Befanden sich auch auf Riese, Warthe und Oder Schifflmühlen? Schon der Name des im Kreise Königsberg bei Alt-Giegen gelegenen Dorfs „Schifflmühl“ deutet darauf hin! Aber auch in alten Urkunden wird von ihnen gesprochen. Im 1536 ließ Markgraf Johann, der auch hier seine Wirkstätte und nach wirtschaftlichen Erfolgen unermüßlich Ansehen haltende Schöpferkraft be- tätigte, viele Mühlen und Wehren auf der Warthe einrichten. Den polnischen Herren mißfiel das. Sie wiesen darauf hin, daß die Schifflmühl auf der Warthe unter den Schifflmühlen erheblich steite und wurden bei Markgrafen wiederholt nor- stellig. Vielleicht hatte die Schifflmühle, welche Konrad von Burgstorf auf eigene Rechnung in Altfirn bauen ließ und höchst seinem Herrn verkaufte, dem Markgrafen Johann für den Bau weiterer Schifflmühlen als Muster gedient. Ueber- zeugt von der Vermächtnis der Schifflmühle, die Schifflmühle in seinem am 11. 7. 1546 aufgerichteten Testament der Stadt Altfirn, der sie 1571 durch den Hauptmann Casper von Dittmar übergeben wurden. Nachträglich fand ich in der Geschichte Altfirns, daß der Grundplan Altfirns von 1652 die Lage der Schifflmühlen genau nachwies.

Welche Trüden die Schifflmühlen hatten, ist aus einem Bericht des Oberkammerlens von Altfirn vom 20. 6. 1739 zu erfahren. Bei Eisgang mußten sie von der Oberbrücke geschleppt werden,

da sie anderwärts in Ermangelung von Gießisen nicht hingekleppt werden konnten. Dadurch wurden an der Oberbrücke vier bis sechs Joch auf einmal geklopft und die Brücke auch bei mittelmäßigem Wasser der Gefahr unterworfen, durch die Macht des Wassers fortgerissen zu werden, was mehr Scher- den einbringen konnten, ganz davon zu schweigen, daß dergleichen Gefahr und Mangel des Wassers ein Janfahel der Schifflmüller war, weil keiner von ihnen vor der Vorflut stehen und dieser seine Mühle exponieren, sondern ein jeder von ihnen sich hinter des andern Mühle verbergen wollte.

Nach den Berichten, welche die Stadt mit den verstorbenen Altfirner Mühlenbesitzern teilte, die Schifflmühle für die Handhabung der Mühle sorgen, dieselbe „rein und wasserfrei“ halten, damit sie niemals von Schlamm und Wasser angefüllt liege. Mühte aber die Mühle bei Ge- fahr oder Wassermangel verlegt werden, so sollten sich Mühle und Mäslmühl die Kosten hierfür teilen. Zur Unterhaltung des gegebenen Befehs hatte der Müller jährlich aus der Stadtkasse einen „Wohlbau zu Eyrieten, 15 Schifflstämme, 2 feinnere einseitige Schegelsche sowie ein Fuder Ruch- oder Schirbholz“ unentgeltlich zu verlangen. Nach der Topographie der Neumark von 1798 waren die beiden vor der Mühlenfamilie liegenden Schifflmühlen damals bereits baufällig.

Bei Jellin befand sich schon um 1800 eine Schifflmühl. Der „Gepächts-Schifflmühl“ Carl Meus unter dem Jellin richtete am 30. Dese- mber 1792 an den König ein Gesuch, in dem er schilderte, wie seine Schifflmühle von dem Rahn- führer Rühl aus Altfirn angekauft und beschädi- get wurde. Um das Mäslholz nicht zu föhren, habe er die Reparatur vornehmen lassen und in der Hoffnung veranlaßt, daß ihm die Kosten von dem Schiffer ersetzt würden. Dieser sei aber während des Prozesses verstorben, und aus der „Verfahrenslosigkeit“ sei nichts zu holen. Da er privilegiertes freies Baubolz zu beantragen habe, bitte er darum. Das Generalgouvernement antwortete, daß der Kammerpräsident in einer fröheren Befehl getan, daß die Ausbesserung des Schadens und des benötigten Baubolzes wegen der bereits erfolgten Reparatur durch den zu- ständigen Baubeamten nicht mehr erfolgen könne und darum eine Verpflichtung zur Erstattung des Schadens nicht vorliege.

Wie lange diese Schifflmühle noch bestand und ob sie das Schicksal ihrer Geschwister, bei Sturm und Eisgang zu verfallen, teilte, ist un- bekannt. Daß sie die letzte ihrer Art in der Neumark war, ist anzunehmen. Mit den letzten Schifflmühlen wurde auch ein großes Stück aus der Romantik der Mäslerei zu Grabe getragen. (Aus der „Neumark“, Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Neumark.)

„Broß!“ leggen de Bießer,

wenn sie jeburten hebben. Dies ist nämlich eine bodenlose Gemeinheit; denn gerade will ich auf die übliche Aufforderung, zu trinken, mein Glas aus Rinn heben und tief in den Behälter hinab- stürzen, da stellt der boshafte Bießer sein Glas schon wieder hin. Er sagt „Broß!“ und hat seine Trinkschneide schon beendet, und ich, ich armer, bemitleidenswerter Naum- und Zeitgenosse, ich komme um meinen wohlverdienten Anteil an der Bießer Weise. Das ist mir nicht einmal, zweimal zu ertragen, sondern immer, wenn ich mit Bießern irgendwo in der Welt zusammen- kam, und die Bießer laufen so zahlreich auf unserm Erdenball herum wie Fliegen auf dem Globus. Ihre Bierverehrungen — denn anders kann ich das nachträglich angebrachte Broßlagen nicht bezeichnen — haben mich maßlos erbittert, und ich versuche mich Beweismaterial, um sie ihrer Handlungsweise wider Treu und Glauben, gerichtlich zu überführen und sie wegen „Ver- spiegelung falscher Tatsachen zum Zwecke der Schädigung eines andern“ vor den Staats- anwalt zu schleifen. Vielleicht gelingt es mir, so beschränkt, aber die betrügerischen Bießer- treiben ich endlich zu Grunde zu bringen, dann in Ruhe mein mir zukommendes Maß genießen darf.

Damit bin ich aber hineingefallen. Und das ist die große Gemeinheit. Die Bießer sind glatt wie ihre Sambaale, die sie einst in der Warthe- fingen. Sie wollten einem aus der Hand und greifen. Hat man sie endlich auf freier Tat er- lapst, so wischen sie sich gelassen und kümmerlich den Schweiß von der Stirn. „Broß!“ und hat nicht zu duß!“ und räumen sich ihrer Darmberkeit. Sie tranken so gern, lagen sie, und ruhen nach dem Schlaf „Broß!“, damit der andere nicht auf- merksam werden und sehen sollte, wieviel sie ge- trunken hätten. Wenn er das sähe, würde ihn vor Stammen und Schreck der Schlaf wischen.

„Es habe mir der Stauer, über die Vor- fälle unsere Welt so lange abgehört; denn er sucht nirgends so oberflächlich zu wie in ihr“, ver- suchte ich, schäme ich geworden, einzuwenden. „Und außerdem“, meine Stimme schwoll, „tritt jeder anständige Mensch voll für seine Tat ein.“

Ein anderer neben ihm lachte: „Soat uns doch mit deine Predigt trübselig! Wie können denn unsere Welt so lange abgehört, über die Ge- schichte von seinen Vorn- und Stammväter, die, wie alle Bießer, in der Warthe gefasst hatten. In mobbertischen Novembernächten ließ sie mit ihrem Rahn in Sumpf und Fluß hinausabreißen müssen. Das gekorene Schiff wurde aus Vool, und die Eisbächer, die polierten, ließ man in ihren Vornen. Die Bießer, die nicht froststärken, flammten Fingern nach hinten und holte aus der Tasche die Schnapsbündel hervor. Er hob sie, hielt sie vor ein bloßes, halbertrunkenes Mund, und dann beugte er sich zurück und ließ aus dem Daumen drei Fingerbreiter über seine Zunge fließen. End- lich setzte er sie ab, wuschte sich die Fingern aus der Vorn und reichte die Hühnel mit einem kräftigen „Broß!“ seinen Nachbarn. Der machte es ebenso, trank, sagte h i n t e r e r „Broß!“ und gab sie weiter. Und so ging es fort. Esch wurde getrunken und dann zum andern „Broß!“ ge- meint.

Dieser Trinkschneide, die so schön der Bießer, in die Bier abgegossen, und sein Gedäch- tnis mehr von ihm los. Es ließ V e r e r n u n g und seiner Köpfe ihnen heute einen Vornur machen.

Nun mache ich ihnen auch keinen mehr. Es lie dahingestellt, ob ich von der Beweismaterial überreicht bin oder ob ich ausgebeugt wer- den wird mit den Bießern zu streifen. Ich ärgere mich auch nicht mehr über sie. Aber das Trinken mit ihnen habe ich mir abgewöhnt. R. S.

Der Winter im neumärkischen Volksmund.

Sprichwörtliche Dorfweisheiten.

Wenn's kält, wert et nat;
wenn't friert, wert et glatt;
wenn't schmet, wert et kalt;
wenn't facht, jüst et Grüt!

„Den un wedder mit der Natur in'n Winter
in'ten'n Aard treij“, sich' de Schöpfmännchen,
un besop ich de Woch bamer inder Moal!

„Man künmt goornet ut de Angst rut“,
hönt der Jonge, in'n Summer dunnert det,
in'n Winter mö't'n wi alle Doag' na de Schule!“

Inhalt:
Märkische Weihnachtsgebichte. Von Karl
Dennel.
Tannenbaum, wie grün sind deine
Blätter.
Der Weihnachtsbefehl des Königs. Von P.
Wald.
Mennoniten - Wanderungen. Von A.
Däniker.
Märkische Schifflmühlen. Von G. W.
Forch.

„Broß!“ leggen de Bießer. Von R. S.
Der Winter im neumärkischen Volksmund.

Schiffelstena: P. D. a. M.